

48

KINDER sind unsere letzte Hoffnung

LESEPROBE

MARKUS SCHWINGE

© 2026 Markus Schwinge
Schwinge Media · Alle Rechte vorbehalten
markus.schwinge@gmail.com

Prolog

Der Fleck war nicht mehr weiß.

Betty wusste es, noch bevor sie das Auge ganz ans Okular führte. Etwas hatte sich verändert. Am äußeren Rand der Saturnringe pulsierte das Licht, das sie seit Tagen nicht mehr losließ. Erst weiß, dann gelb, dann rot. Farben, die langsam ineinanderflossen, als atmete dort draußen etwas.

Die kleine Sternwarte hinter dem Haus lag still. Durch das geöffnete Dach fiel Mondlicht auf die Holzwände, auf die Sternenkarte und den schiefen Tritt, den Lilly für sie gebaut hatte. Im Haus schliefen ihre Eltern. Auch Lilly schlief. Betty war allein hinausgegangen, obwohl sie genau wusste, was ihre Schwester dazu gesagt hätte.

Sie hätte warten sollen.

Doch nun stand Saturn im Okular, fern und vollkommen, und der Fleck schien auf sie gewartet zu haben.

Betty drehte vorsichtig am Fokus. Das Bild wurde schärfer. Die Ringe traten hervor, fein wie mit einem Bleistift gezogen. Der Fleck blieb an derselben Stelle. Er gehörte zu keinem Mond, den Betty kannte, und zu keiner Spiegelung. Dafür pulsierte er zu regelmäßig.

Weiß. Gelb. Rot.

Das Rotlicht an der Wand flackerte. Für einen Moment roch die Luft nach einem Gewitter, obwohl über Betty kein einziges Wölkchen stand. Betty hob den Kopf. Die Hütte war leer. Nur das leise Summen der Nachführung war zu hören.

Als sie wieder durch das Teleskop sah, erschien zwischen Weiß und Rot eine neue Farbe.

Blau.

Betty hielt den Atem an.

Das Licht schwoll an. Erst langsam, dann so schnell, dass sie zurückweichen wollte. Ihre Hände gehorchten ihr nicht. Die Finger lagen auf dem kalten Metall, das rechte Auge am Okular. Sie versuchte zu blinzeln. Vergeblich.

Tief in ihrem Auge entstanden Muster. Linien verbanden sich, lösten sich auf und ordneten sich neu. Betty kannte keine dieser Formen. Trotzdem hatte sie das beunruhigende Gefühl, dass sie etwas von ihr wollten.

Oder bereits etwas in ihr suchten.

Ihr Herz schlug hart gegen die Rippen. Sie wollte nach Lilly rufen, brachte aber keinen Laut hervor. Der blaue Schein wurde heller, bis Saturn, die Ringe und selbst die Dunkelheit dahinter verschwanden.

Dann kam der Schmerz.

Kurz, heiß und genau hinter ihrem rechten Auge.

Das Licht erlosch.

Betty taumelte vom Teleskop zurück. Über ihr drehte sich der offene Nachthimmel. Sie sah den Mond, den Rand des Hüttendachs und für den Bruchteil einer Sekunde etwas Blaues, das sich zwischen den Sternen bewegte.

Dann wurde alles schwarz.

Wenige Tage zuvor

Beatty

Es war Sommer in Nevada, einer dieser Sommer, in denen die Sonne schon am Vormittag gnadenlos vom Himmel brannte. Zur Mittagszeit zeigte das Thermometer fünfundvierzig Grad im Schatten. Die Luft stand über den staubigen Straßen und den niedrigen Holzhäusern. Hunde lagen unter Veranden, Eidechsen verschwanden zwischen heißen Steinen, und wer nicht hinausmusste, blieb drinnen. Jedes Kind wusste, dass die Wüste gefährlich wurde, sobald man sie unterschätzte.

Trotzdem lebten Menschen hier, in Beatty, einem kleinen Ort am Rand des Death Valley. Es gab eine Hauptstraße, eine Schule, eine Tankstelle, ein paar Geschäfte und einen Nachthimmel, der aussah, als hätte jemand das Universum aufgerissen. Hier lebte Betty mit ihrer Familie.

Betty war zwölf Jahre alt, trug ihr blondes Haar wegen der Hitze meist als Zopf und fand, dass zwei Jahre Altersunterschied ihrer Schwester Lilly keinerlei Sonderrechte gaben. Lilly war ruhiger und beobachtete länger. Betty stellte die Fragen, Lilly zeichnete die Antworten. Vielleicht waren sie gerade deshalb nicht nur Schwestern, sondern beste Freundinnen.

Wenn die beiden nicht in der Schule waren, spielten sie hinter dem kleinen Haus der Familie, das etwa dreihundert Meter von der Hauptstraße entfernt am Ortsausgang stand. Das Haus war, wie viele Häuser in Beatty, aus Holz gebaut und deutlich in die Jahre gekommen. Die Farbe war an einigen Stellen abgeblättert, die Veranda knarrte, und bei starkem Wind sangen die Fenster in ihren Rahmen. Aber es war ihr Zuhause.

Tom, ihr Vater, hielt das alte Holzhaus mit seinen eigenen Händen am Leben. Jane arbeitete ebenso hart wie er, doch das Geld reichte nur knapp. Benzin, Lebensmittel und Strom wurden immer teurer; jede ungeplante Reparatur bedeutete, an anderer Stelle zu sparen.

Eines Abends hörte Betty ihren Vater durch die dünne Wand sagen: „So kann das nicht weitergehen.“

„Was sollen wir denn noch machen?“, antwortete Jane leise. „Wir arbeiten beide schon doppelt.“

Am nächsten Morgen sprachen die Mädchen nicht darüber. Kinder spüren, wenn Erwachsene Sorgen von ihnen fernhalten wollen. Manchmal tun sie so, als bemerkten sie nichts, um ihnen diesen Versuch zu lassen.

Auch die Nachrichten klangen seit Monaten gleich: Wirtschaftskrise, steigende Preise, Feuer, Dürren und Überschwemmungen. Forscher warnten, dass Hitze und Wassermangel ganze Regionen unbewohnbar machen könnten. Vielleicht irgendwann auch Beatty.

Betty und Lilly kannten die Schlagzeilen und die Sorgen in den Stimmen ihrer Eltern. Ihre eigene Welt bestand trotzdem noch aus Schule, Freundinnen, Zeichnungen, Tieren im Garten und den Geheimnissen der Natur.

Und diese Natur begann direkt hinter ihrem Haus.

Die Schwestern waren es gewohnt, nach der Schule einige Stunden allein zu sein, weil Tom und Jane bis in den Abend arbeiten mussten. Sie machten ihre Hausaufgaben, meistens jedenfalls, aßen etwas und gingen dann hinaus in den Garten. Wegen der starken Hitze hatte Tom ein großes Segeltuch gespannt, das einen Teil des Gartens beschattete. Darunter ließ es sich auch tagsüber einigermaßen aushalten, solange man genug Wasser trank und sich nicht zu wild bewegte.

Betty und Lilly kannten sich erstaunlich gut mit den Tieren und Pflanzen der Umgebung aus. Sie wussten, welche Eidechsen harmlos waren, wo man besser nicht mit der Hand hineingriff und warum man einer Klapperschlange niemals zu nahe kommen sollte. Wenn sie etwas entdeckten, das sie nicht kannten, wurde sofort gegoogelt.

Dabei lieferten sie sich einen ständigen Wettstreit.

Wer entdeckte zuerst etwas Neues?

Wer wusste zuerst den Namen?

Wer konnte die anderen mit einer Information überraschen?

„Das ist keine normale Ameise“, sagte Betty einmal und hielt Lilly ein Foto auf dem Handy hin.

Lilly beugte sich darüber. „Doch.“

„Nein. Guck dir den Kopf an.“

„Du willst nur gewinnen.“

„Ich gewinne auch.“

Fünf Minuten später stellte sich heraus, dass Betty recht hatte. Lilly behauptete danach, sie habe es die ganze Zeit gewusst und Betty nur testen wollen.

Tom und Jane waren stolz auf ihre aufgeweckten Mädchen. So oft es ihre Zeit zuließ, unternahmen sie etwas mit ihnen in der Natur. Tom liebte es, wenn Betty und Lilly Fragen stellten. Auch wenn er nicht immer eine Antwort hatte, tat er dann so, als könne man jede Antwort finden, wenn man nur genau genug hinsah.

Damit die Kinder ihren Forschergeist ausleben konnten, hatte Tom Betty zum achten Geburtstag ein Mikroskop geschenkt. Lilly bekam zu ihrem zehnten Geburtstag ein Teleskop. Ein Teleskop, das sich Tom eigentlich selber geschenkt hatte.

Für die Mädchen waren das keine Spielsachen. Es waren Tore.

Das Mikroskop führte Betty in eine winzige Welt, die im Staub, im Wasser, auf Blättern und sogar auf ihren eigenen Fingern existierte. Eine Welt, die man mit bloßem Auge nicht sehen konnte und die trotzdem voller Leben war.

Das Teleskop führte Lilly in die entgegengesetzte Richtung. Weg von der Erde. Weg von Beatty. Hinaus zu Planeten, Sternhaufen, Nebeln und Galaxien.

Mit diesen beiden Geschenken konnten die Schwestern die kleine Welt von Beatty erforschen — und zugleich eine Welt, die so groß war, dass kein Mensch sie begreifen konnte.

Beatty lag zwischen zwei Extremen. Auf der einen Seite begann das Death Valley, ein glühendes Meer aus Stein, Sand und Salz. Tom behauptete gern, im Ort lebten achthundertachtzig Menschen, zweitausend Klapperschlangen, zwanzigtausend Eidechsen, Millionen Insekten, zwei Esel und zweiundvierzig Hunde. Betty wusste nicht, ob die Zahlen stimmten. Aber sie klangen nach Beatty.

Das zweite Extrem zeigte sich nach Sonnenuntergang. Am Ortsrand gab es fast keine Lichtverschmutzung. Während künstliches Licht in Städten die

meisten Sterne verschluckte, spannte sich hier die Milchstraße wie ein heller Strom über den Himmel.

Manche Sterne, hatte Tom erklärt, könnten längst erloschen sein, obwohl ihr Licht noch immer die Erde erreichte.

„Dann sehen wir etwas, das es vielleicht gar nicht mehr gibt?“, hatte Betty gefragt.

Tom hatte genickt. „Manchmal ist der Himmel wie eine Erinnerung.“

Lilly schrieb den Satz in ihr Zeichenheft. Und vielleicht war es genau diese Dunkelheit, die dazu führte, dass zwei Mädchen aus Beatty etwas sahen, das niemand sonst hätte sehen dürfen.

Teleskop

Tom hatte fast zweitausendfünfhundert Dollar für die astronomische Ausrüstung ausgegeben. Für seine Familie war das viel Geld, das beim Dach, beim alten Ford oder bei der nächsten Rechnung fehlen konnte. Doch das Teleskop war für ihn mehr als ein Gerät. Es war ein alter Traum.

Als Kind hatte Tom oft draußen gelegen und in den Himmel gesehen. Er wollte Astronom werden, doch in seiner Familie mussten erst alle satt sein, bevor Platz für Träume blieb. Also lernte er, Rechnungen zu bezahlen und Motoren zu reparieren.

Seinen Töchtern wollte er etwas geben, das größer war als die Hitze und die Sorgen der Eltern. Deshalb investierte er einen Teil des Ersparten in eine kleine Sternwarte hinter dem Garten.

Jane war anfangs alles andere als begeistert gewesen.

„Tom“, hatte sie gesagt, als er ihr von seinem Plan erzählte, „wir können nicht einfach so viel Geld ausgeben.“

Sie hatte nicht geschrien. Jane schrie selten. Ihre Stimme wurde nur leiser, wenn sie wirklich besorgt war. Und an diesem Abend war sie sehr leise gewesen.

Tom hatte am Küchentisch gesessen, die Hände um eine Kaffeetasse gelegt, die längst kalt geworden war.

„Ich weiß“, sagte er.

„Dann sag mir, warum.“

Er hatte lange geschwiegen. Draußen zirpten Insekten. Irgendwo bellte ein Hund. Aus dem Zimmer der Mädchen drang gedämpftes Kichern, obwohl beide längst schlafen sollten.

„Weil sie etwas brauchen, das ihnen gehört“, sagte Tom schließlich. „Etwas, das größer ist als das hier.“

Jane hatte ihn angesehen. Erst skeptisch. Dann müde. Dann weicher.

„Und du brauchst es nicht auch ein bisschen?“, fragte sie.

Tom lächelte schwach. „Vielleicht.“

Natürlich brauchte er es auch. Jane wusste das. Sie kannte ihren Mann lange genug, um zu erkennen, wann in ihm der Junge von früher wieder wach wurde. Der Junge, der Astronom werden wollte und stattdessen gelernt hatte, Rechnungen zu bezahlen, Motoren zu reparieren und sich an Tage mit fünfzig Grad zu gewöhnen.

Später, als sie sah, welches Glück ihrem Mann und den Kindern bei der Beobachtung des Nachthimmels widerfuhr, verschwanden ihre Bedenken nicht vollständig. Aber sie wurden kleiner. Manchmal stand Jane abends in der offenen Hintertür, sah hinaus zur kleinen Hütte und hörte die gedämpften Stimmen ihrer Familie. Dann lächelte sie, obwohl sie wusste, was das alles gekostet hatte.

Das Teleskop, das Lilly von Tom „geschenkt“ bekommen hatte, stand weit hinter dem Garten in einer kleinen Holzhütte.

Diese Hütte war Toms ganzer Stolz.

Er hatte sie selbst gebaut. Das Holz dafür hatte er über Monate hinweg von einem kleinen Holzbetrieb im Nachbarort bekommen. Nicht alles auf einmal. Immer wieder ein Balken hier, ein Brett dort, ein Reststück, das sonst niemand mehr brauchte. Tom hatte gesammelt, gestapelt, sortiert und gewartet, bis genug Material zusammengekommen war.

Dann hatte er die Hütte innerhalb von zwei Tagen gezimmert.

Sie war nicht groß. Gerade groß genug, dass ein Erwachsener und zwei Kinder darin stehen konnten, wenn niemand zu wild mit den Armen gestikuliert. An heißen Tagen roch das Holz nach Harz und Staub. An kühlen Nächten, von denen es im Sommer nicht viele gab, knarrte es leise, als würde die Hütte sich mit dem Himmel unterhalten.

Das Dach konnte per Knopfdruck aufgefahren werden.

Für Betty war das jedes Mal ein kleines Wunder. Ein Knopfdruck — und die Decke über ihnen öffnete sich. Erst ein Spalt, dann ein schwarzer Streifen, dann der ganze Himmel. Die Hütte verwandelte sich in einen Raum ohne Dach, in einen winzigen Beobachtungsposten am Rand des Universums.

In der Hütte war alles genau angeordnet. An einer Wand hing eine große Sternenkarte. Darunter stand ein Regal mit Zubehör: Okulare, kleine Schraubkappen, Reinigungstücher, Notizhefte, Batterien, Kabel, eine Taschenlampe und Dinge, deren Namen Betty manchmal vergaß, obwohl Lilly sie alle kannte.

Es gab zwei Lichter.

Ein normales Licht in Form einer einfachen Glühbirne. Und ein Rotlicht, wie es auch auf U-Booten benutzt wurde.

Tom hatte den Mädchen erklärt, dass rotes Licht die Dunkeladaption des Auges weniger störte. Wenn man in der Nacht längere Zeit in die Dunkelheit schaute, wurden die Augen empfindlicher. Plötzlich sah man Sterne, die vorher unsichtbar gewesen waren. Machte man dann weißes Licht an, war alles wieder weg, und man musste lange warten, bis das Auge erneut bereit war.

Deshalb war das Rotlicht wichtig.

Unter seinem schwachen Schein konnte man Zubehör wechseln, Einstellungen prüfen, Zeichnungen betrachten oder etwas im Regal suchen, ohne sich den Blick für die Nacht zu verderben.

Eine computergesteuerte Montierung glich die Drehung der Erde aus und hielt das gewählte Objekt im Blick. Über die Handsteuerung konnten die Mädchen Planeten, Nebel oder Galaxien auswählen; ein GPS-Modul lieferte automatisch Ort und Zeit.

„Satelliten helfen euch, Sterne zu finden“, sagte Tom einmal. „Das ist doch verrückt, oder?“

Betty fand es inzwischen selbstverständlich. Zur Sternwarte gehörten für sie das Rotlicht, die Karte, die leise surrende Technik und der kleine Tritt, den sie brauchte, um an das Okular zu kommen.

Betty brauchte dann ihren Tritt.

Der Tritt war ein eigenes kleines Projekt gewesen. Lilly und Jane hatten ihn zusammen gebaut, weil Betty sich beschwert hatte, dass alle großen Menschen immer so taten, als könne man einfach wachsen, wenn man nur lange genug wartete. Der Tritt war aus Holz, stabil, ein wenig schief und auf einer Seite mit kleinen Sternen bemalt. Lilly hatte die Sterne gezeichnet. Betty hatte darauf bestanden, dass einer davon Saturn sein sollte, obwohl Lilly erklärte, Saturn sei kein Stern.

„Dann ist es eben ein Saturn-Stern“, hatte Betty gesagt.

Lilly hatte aufgegeben.

Damit die Schwestern bei unterschiedlichen Beobachtungen und Vergrößerungen nicht ständig die Okulare wechseln mussten, hatte Tom zusätzlich einen Okularrevolver montiert. Durch einfaches Drehen konnte man fünf verschiedene Okulare nutzen. Für Betty war auch das eine Art

Magie. Ein Klick, ein Drehen — und der Mond war plötzlich näher, Saturn größer oder ein Sternhaufen weiter und heller.

Das lichtstarke Teleskop konnte ein ganzes Spektrum zeigen.

Eine faszinierende Gesamtübersicht mit Millionen von Sternen.

Oder Details bei bis zu achthundertfacher Vergrößerung.

Die starke Vergrößerung war immer dann angesagt, wenn die Kinder den Mond oder die Planeten beobachteten. Der Mond wurde dann zu einer Landschaft aus Kratern, Schatten und Gebirgen. Jupiter zeigte seine Bänder. Manchmal auch seine Monde. Saturn aber war für Lilly das Schönste.

Saturn sah nicht aus, als gehöre er wirklich in die Wirklichkeit.

Er sah aus wie etwas, das jemand erfunden hatte.

Ein Planet mit Ringen.

Schwebend, fern, hell und vollkommen.

Das Teleskop stand in der kleinen Hütte immer bereit. Sobald die Nacht hereinbrach und der Himmel klar war, konnten die Schwestern theoretisch mit der Erforschung des Weltalls beginnen. Und klare Nächte gab es in Beatty viele. Es regnete an höchstens achtundzwanzig Tagen im Jahr. Meist war der Himmel frei, als habe die Wüste jede Wolke verschluckt, bevor sie den Ort erreichen konnte.

Für eine Zwölf- und eine Vierzehnjährige gab es allerdings eine Grenze, die kein Teleskop und kein Forschergeist überwinden konnte.

Müdigkeit. Und Schule.

Ausführliche Beobachtungsnächte waren deshalb auf Wochenenden, Ferien oder die Winterzeit beschränkt. Im Winter wurde es früh dunkel. Dann konnten Betty und Lilly stundenlang beobachten und trotzdem genug Schlaf bekommen, damit Jane am nächsten Morgen nicht mit diesem Blick am Frühstückstisch stand, der sagte: Ich habe es euch doch gleich gesagt.

Jetzt im Sommer blieb ihnen meist nur das Wochenende.

Aber das machte die Nächte kostbarer.

Je länger Betty darüber nachdachte, desto mehr kam ihr die kleine Hütte wie ein geheimer Ort vor. Tagsüber war sie nur ein einfacher Holzbau hinter dem Garten. Ein bisschen schief, ein bisschen staubig, von außen fast unscheinbar.

Nachts aber wurde sie zu etwas anderem.

Zu einer Sternwarte.

Zu einem Schiff.

Zu einer Tür.

Und keine von ihnen ahnte, dass diese Tür sich eines Tages nicht nur zum Himmel öffnen würde.

Sondern zu etwas, das dort oben wartete.

Saturn

Um sieben Uhr dreißig saßen Betty und Lilly am Küchentisch.

Der Tag hatte noch nicht richtig begonnen, und trotzdem war die Hitze schon da. Sie drückte gegen die Fenster, lag auf dem Dach und wartete nur darauf, dass die Sonne höher stieg. In der Küche lief der Ventilator über dem Herd, aber er bewegte die warme Luft nur von einer Ecke in die andere.

Betty hatte Cornflakes in ihrer Schale, darüber Ahornsirup und Milch. Sie mochte es, wenn die Cornflakes zuerst knackten und dann langsam weich wurden. Lilly fand diese Mischung widerlich, aß aber selbst kaum besser. Sie stocherte in ihrer Schale herum, während sie mit der anderen Hand in ihrem Rucksack nach einem Stift suchte, den sie am Abend zuvor ganz sicher eingepackt hatte.

„Du suchst wieder deinen blauen?“, fragte Betty mit vollem Mund.

„Nein.“

„Doch.“

„Vielleicht.“

Betty grinste. „Der liegt bestimmt noch neben deinem Zeichenblock.“

Lilly sah sie an, als hätte Betty gerade etwas sehr Unangenehmes, aber Wahres gesagt. Dann sprang sie auf, rannte aus der Küche und kam eine Minute später mit dem Stift in der Hand zurück.

Jane stand am Spülbecken und beobachtete ihre Töchter mit einem müden Lächeln. Sie hatte bereits die erste Schicht des Tages vor sich und wirkte, als hätte sie in Gedanken schon zehn Dinge erledigt, bevor sie überhaupt das Haus verlassen hatte.

„Beeilt euch ein bisschen“, sagte sie. „Der Bus wartet nicht, nur weil ihr heute besonders langsam frühstückt.“

„Wir sind nicht langsam“, sagte Betty.

„Wir sind organisiert“, ergänzte Lilly und stopfte den Stift in ihren Rucksack.

Jane hob eine Augenbraue.

„Dann organisiert euch bitte bis zur Haustür.“

Pünktlich um sieben Uhr fünfundvierzig hielt der typisch gelbe Schulbus an der Hauptstraße vor dem Haus. Man hörte ihn, bevor man ihn sah: das tiefe Brummen des Motors, das Knirschen der Reifen auf dem trockenen Straßenrand, das Quietschen der Bremsen.

Betty und Lilly griffen nach ihren Rucksäcken, warfen ihrer Mutter im Vorbeirennen einen Kuss zu und stürmten die Einfahrt hinunter. Der Weg zur Straße war nicht weit, aber in der Morgensonne fühlte er sich bereits an wie ein Vorgeschmack auf den Nachmittag.

Der Busfahrer, Mr. Callahan, saß wie jeden Morgen mit unbewegtem Gesicht hinter dem Lenkrad. Niemand wusste, ob er jemals wirklich wach war oder einfach seit Jahren im selben Zustand zwischen Schlaf und Dienst existierte.

„Morgen“, sagte Lilly.

Mr. Callahan grummelte etwas, das wahrscheinlich ebenfalls Morgen bedeutete.

Im Bus saßen bereits Kinder unterschiedlichen Alters. Kleine Kinder mit zu großen Rucksäcken. Ältere, die so taten, als sei Schule eine persönliche Beleidigung. Zwei Jungen stritten sich um einen Platz am Fenster. Irgendwo wurde gelacht, irgendwo beschwerte sich jemand, irgendwo fiel eine Brotdose auf den Boden.

Eine Kakophonie aus Stimmengewirr begleitete sie wie jeden Morgen bis zur Schule.

Betty setzte sich neben Max.

Max war Bettys beste Freundin, wenn man Lilly als Schwester nicht mitzählte. Max war elf Jahre alt, hatte rotes Haar und ging in dieselbe Klasse wie Betty. Ihr richtiger Name war Maxine, aber niemand nannte sie so, es sei denn, ihre Mutter war wütend. Max hatte zwei Geschwister: einen älteren Bruder auf der Highschool und einen kleinen Bruder, der gerade einmal vier Jahre alt war und angeblich alles zerstörte, was nicht höher lag als ein Küchentisch.

„Unser Hund hat wieder einen Leguan gefressen“, sagte Max, kaum dass Betty saß.

Betty stellte ihren Rucksack zwischen die Füße. „Lebendig?“

„Vorher schon.“

„Igitt.“

„Mein Bruder fand es großartig.“

„Dein kleiner Bruder?“

„Mein großer.“

Betty überlegte kurz und nickte dann. „Das passt.“

Maxs Vater war der lokale Sheriff. Das machte Max in den Augen mancher Kinder interessant und in den Augen anderer gefährlich. Betty fand vor allem praktisch, dass Max dadurch Dinge wusste, die andere nicht wussten. Nicht unbedingt große Geheimnisse, aber genug, um Pausen spannender zu machen. Maxs Mutter arbeitete vormittags im Supermarkt und war ab dreizehn Uhr wieder zu Hause. Anders als bei Betty war also meistens jemand da, wenn Max aus der Schule kam.

Manchmal beneidete Betty sie darum.

Nicht oft.

Aber manchmal.

In der Schule saßen Betty und Max gemeinsam an einem Tisch im Klassenraum. Das war einerseits schön und andererseits gefährlich, weil sie ständig tuschelten. Wenn die Lehrerin gerade nicht hinsah, flogen zwischen ihnen halbe Sätze, Grimassen, kleine Notizen und unterdrücktes Lachen hin und her. Je nachdem, wer lauter war, wurde entweder Betty oder Max ermahnt.

Meistens Betty.

„Betty, würdest du uns bitte an deinen Gedanken teilhaben lassen?“, fragte Miss Andrews an diesem Morgen, nachdem Betty zum dritten Mal in fünf Minuten zu Max hinübergeflüstert hatte.

Betty setzte sich gerader hin. „Ich habe Max nur etwas Wissenschaftliches erklärt.“

Miss Andrews verschränkte die Arme. „Wissenschaftlich?“

„Über Leguane.“

Einige Kinder kicherten.

Max starrte auf ihr Heft, als ginge sie das alles nichts an.

„Dann erkläre es ihr bitte nach dem Unterricht“, sagte Miss Andrews.

„Ja, Ma’am.“

Der Unterricht war, wie Betty fand, sowieso langweilig. Viel interessanter war die Frage, was Lilly am Wochenende wieder jenseits ihrer Galaxie entdeckt hatte. Betty übertrieb das gern. Eigentlich hatte Lilly nichts jenseits der Galaxie entdeckt. Nicht wirklich. Aber wenn man durch das Teleskop sah, fühlte es sich manchmal so an.

In der Pause trafen Betty und Max wie fast jeden Tag Lilly.

Lilly stand im Schatten des Schulgebäudes, den Rucksack über einer Schulter, den Zeichenblock unter dem Arm. Sie wirkte auf den ersten Blick ruhig, aber Betty erkannte sofort, dass ihre Schwester etwas zeigen wollte. Lilly hatte dann eine bestimmte Art, den Block festzuhalten, als müsste sie sich selbst davon abhalten, ihn sofort aufzuschlagen.

„Du hast was dabei“, sagte Betty.

Lilly versuchte, gleichgültig auszusehen.

„Vielleicht.“

Max trat näher. „Saturn?“

Lillys Mundwinkel zuckten. Das war Antwort genug.

Lilly war eine begabte Zeichnerin. Wenn die Schwestern in einer klaren Nacht wieder einmal länger am Teleskop geblieben waren — immer mit dem Einverständnis ihrer Eltern, zumindest offiziell — zeichnete Lilly oft, was sie gesehen hatten. Nicht nur grobe Skizzen. Richtige Beobachtungszeichnungen. Mit Schatten, Abstufungen, kleinen Details, feinen Linien und manchmal Notizen am Rand.

Betty liebte diese Zeichnungen.

Sie waren Beweise.

Nicht für andere vielleicht, aber für sie selbst. Beweise dafür, dass sie dort draußen gewesen waren, mit den Augen zumindest. Dass sie etwas gesehen hatten, das weit entfernt war und trotzdem für einen Moment ihnen gehörte.

Die drei Mädchen setzten sich auf eine niedrige Mauer am Rand des Schulhofs. Der Schatten war knapp, aber ausreichend. Lilly legte den Block auf ihre Knie und schlug ihn auf.

Der Saturn erschien auf dem Papier.

Selbst Max, die sonst immer sofort etwas sagte, schwieg einen Augenblick.

Die Zeichnung war wunderschön. Lilly hatte den Planeten mit weichen Bleistiftschattierungen dargestellt. Die Ringe zogen sich fein und hell um

ihn, leicht geneigt, wie eine schwebende Scheibe. Der Gasplanet selbst war nicht einfach grau, sondern besaß zarte Abstufungen. Bänder. Übergänge. Helligkeiten. Kleine Unterschiede, die man nur zeichnen konnte, wenn man wirklich lange hingesehen hatte.

„Wow“, sagte Max schließlich.

Betty lächelte stolz, obwohl sie nicht gezeichnet hatte.

„Wir hatten perfektes Seeing“, sagte Lilly.

Max nickte ernst, obwohl Betty wusste, dass Max das Wort erst seit ein paar Wochen richtig benutzte. Seeing beschrieb, wie ruhig die Luft war. Wenn die Atmosphäre flimmerte, verschwammen die Details. Wenn die Luft ruhig war, konnte man bei hoher Vergrößerung Dinge sehen, die sonst verborgen blieben.

Und am letzten Wochenende war die Luft ruhig gewesen.

Fast unheimlich ruhig.

Saturn war rund 1,43 Milliarden Kilometer von der Sonne entfernt und so groß, dass die Erde mehr als siebenhundertmal in sein Volumen gepasst hätte. Im Teleskop erschien er trotzdem nur als kleiner heller Körper. Seine Ringe machten ihn unverwechselbar: fremd, elegant, fast künstlich.

Lilly, Betty und Max kannten diese Zahlen. Doch keine Zahl erklärte das Gefühl, einen Planeten mit eigenen Augen zu sehen.

Bei der letzten nächtlichen Beobachtung hatten sie ideale Bedingungen gehabt. Die Mädchen konnten den Gasriesen mehrere Stunden lang beobachten, zeitweise bei fast fünfhundertfacher Vergrößerung. Lilly hatte dabei immer wieder gezeichnet, pausiert, erneut geschaut und wieder gezeichnet.

Sie hatte die Cassinische Teilung eingefangen, diese dunkle Lücke im Ringsystem, die den Ring scheinbar in zwei Bereiche trennte. Im Teleskop war sie deutlich als feine schwarze Linie zu erkennen gewesen, ein Schnitt in etwas, das sonst vollkommen wirkte.

Auch die zarten Äquatorstreifen des Saturn hatte Lilly festgehalten. Nicht bunt wie auf bearbeiteten Bildern, sondern in unterschiedlichen Grau- und Brauntönen, vorsichtig angedeutet, damit es nicht übertrieben wirkte.

„Da“, sagte Lilly und zeigte mit der Spitze ihres Bleistifts auf eine feine Linie. „Das war schwer. Immer wenn ich dachte, ich sehe es klar, wurde es wieder weich.“

„Ich hab’s auch gesehen“, sagte Betty.

„Du hast gesagt, es sieht aus wie Karamell in Milch.“

„Das war eine gute Beschreibung.“

Max beugte sich näher über die Zeichnung. „Und die Monde?“

Lilly blätterte eine Seite zurück. Dort hatte sie kleine Punkte neben dem Planeten eingezeichnet und beschriftet. Im Teleskop hatten sie auch mehrere Saturnmonde sehen können, unter anderem Titan.

Titan war der größte Mond des Saturns und für die Mädchen besonders spannend. Sie hatten im Internet gelesen, dass Titan eine dichte Atmosphäre besaß und in mancher Hinsicht der Erde ähnelte, zumindest mehr als viele andere Himmelskörper. Es gab dort Seen und Flüsse, wenn auch nicht aus Wasser, sondern aus flüssigem Methan und Ethan. Die Vorstellung war so fremd, dass Betty sie liebte.

„Vielleicht gibt es da Leben“, sagte Max.

„Nicht wie bei uns“, sagte Lilly.

„Vielleicht gucken die gerade zurück“, sagte Betty.

Max grinste. „Durch ein Titan-Teleskop?“

„Warum nicht?“

„Weil es da eiskalt ist.“

„Dann haben sie eben warme Handschuhe.“

Lilly schüttelte den Kopf, lächelte aber. Gemeinsam stellten sie sich vor, welche fremden Lebensformen auf Titan existieren könnten: vielleicht durchsichtig, vielleicht in Methanseen lebend oder über Licht miteinander verbunden. Vielleicht beobachteten sie die Erde ebenso, wie Betty, Lilly und Max den Saturn beobachteten.

Der Gedanke war ein bisschen gruselig.

Aber auch wahnsinnig aufregend.

Max blätterte wieder zurück zur großen

Saturnzeichnung. Sie betrachtete sie länger als zuvor. Ihre Stirn legte sich in Falten.

„Was ist das?“, fragte sie.

Lilly sah auf. „Was?“

Max zeigte auf den äußeren Bereich des Ringsystems. „Da.“

Betty rückte näher.

Am Rand der Zeichnung, dort, wo Lilly die Ringe besonders fein schraffiert hatte, befand sich ein kleiner heller Fleck. Er war nicht groß. Nicht aufdringlich. Man hätte ihn für eine Ungenauigkeit halten können, für einen Abrieb des Radiergummis oder für eine Stelle, an der der Bleistift nicht richtig gegriffen hatte.

Aber Max hatte ihn gesehen.

Und nun sah Betty ihn auch.

„Das ist ein weißer Fleck“, sagte Max.

Lilly runzelte die Stirn. „Wahrscheinlich nur vom Papier.“

„Nein“, sagte Betty langsam.

Lilly sah sie an.

Betty spürte plötzlich, wie ihr warm wurde, obwohl sie im Schatten saßen.

„Ich hab den gesehen“, sagte sie.

„Was meinst du?“

„Den Fleck.“

Für einen Moment hörte Betty den Schulhof nicht mehr richtig. Das Rufen der anderen Kinder, das Quietschen eines Basketballs, das Lachen irgendwo hinter ihnen — alles rückte ein Stück weiter weg.

In diesem Moment stach es hinter Bettys rechtem Auge. Nur kurz. So kurz, dass sie nicht einmal sicher war, ob es wirklich passiert war. Sie blinzelte, sah auf Lillys Zeichnung und tat, was Kinder oft tun, wenn etwas Unheimliches zu klein ist, um es auszusprechen: Sie sagte nichts.

Lilly sah wieder auf die Zeichnung.

Sie war eine erfahrene Beobachterin, auch wenn sie erst vierzehn war. Auch Betty kannte den Anblick genau. Die Schwestern wussten, wie Saturn aussah. Sie hatten ihn oft beobachtet. Sie kannten die Ringe, die Cassinische Teilung, die Monde, die Schatten, die typischen Unschärfen des Teleskops. Sie wussten auch, dass man sich täuschen konnte. Dass Licht reflektierte. Dass das Auge Muster erfand. Dass eine Zeichnung nie ein Foto war.

Aber dieser Fleck gehörte dort nicht hin.

Lilly schwieg.

Max sah von einer zur anderen. „Vielleicht hast du was falsch gezeichnet?“

„Vielleicht“, sagte Lilly, aber es klang nicht überzeugend.

Betty schüttelte den Kopf.

„Nein“, sagte sie. „Ich habe ihn auch gesehen.“

Jetzt sagte niemand mehr etwas.

Die Sonne brannte auf den Schulhof. Ein Junge rannte lachend an ihnen vorbei. Irgendwo rief eine Lehrerin, dass die Pause gleich vorbei sei.

Lilly starrte auf ihre Zeichnung.

Max starrte auf den Fleck.

Und Betty hatte plötzlich das Gefühl, dass etwas sehr Kleines auf einem Blatt Papier gerade viel größer geworden war.

Viel größer als Saturn.

Viel größer als Beatty.

Vielleicht sogar größer als alles, was sie bisher verstanden hatten.

Ende der Leseprobe